

Redaktion, Administration, Druckerei  
L. Kolowratring, Fichtegasse 9-11.  
Telephon-Nummern: Redaktion 57565 Serie.  
Administration 7024, Inserat-Abteilung 1088.  
Prager Redaktion: Vinohrady, Marchall Pochova 71.

Abonnement für Wien und das Inland  
Monatlich:  
Zum Abholen: L. Schusterstrasse Nr. 15,  
Tel. 75443, oder L. Fichtegasse 9-11 K 55.000  
Zum Abholen in den Straßen und anderen  
Wiener Verkaufsstellen ..... K 55.000  
Bei täglicher Postversendung für Wien K 55.000  
Bei täglich einmaliger Versendung in die  
Provinz (Nr. 334 der österr. Zeitungsliste) K 55.000  
Bei täglich zweimaliger Versendung in die  
Provinz (Nr. 333 der österr. Zeitungsliste) K 58.000

Abonnement für das Ausland:  
Mit Postversendung täglich einmal zweifach  
Czech.-Slow. Republik Ca. K. 30 32  
Ungarn ..... 75.000 77.000  
Jugoslawien ..... 110 115  
Deutschland ..... 5 5  
Polen ..... 5 5  
Frankreich ..... 25 25  
Italien ..... 30 30  
Bulgarien ..... 200 200  
Rumänien ..... 200 200  
Alle übrigen Staaten: 6 K. 100.000

Neue

# Freie Presse.

Morgenblatt.

Preis K. 2000.

Inseraten-Annahme  
In unseren Bureaux Wien, L. Fichtegasse Nr. 11  
(Tel. Nr. 1088), L. Wollzeile 20 (Tel. Nr. 75443),  
L. Schulerstrasse 1-3 (Tel. Nr. 71390, Kl. Anz.) und bei  
allen Inseraten-Bureaux des in- und Auslandes.  
Insertionspreise nach anliegendem Tarif.

Postsparkassenkonten  
Wien ..... Nr. 26.020 | Agram ..... Nr. 40.070  
Prag ..... Nr. 26.020 | Laibach ..... Nr. 20.202  
Budapest ..... Nr. 29.356 | Sarajevo ..... Nr. 7.042  
Warschau ..... Nr. 130.175

Postcheckkonto Berlin Nr. 122.783.  
Konto bei der Schweizerischen Kreditanstalt,  
Zürich: der Banca Commerciale Triestina, Triest;  
der Banca Marmorosch, Blank & Co., Bukarest.  
Strassenverkauft durch die Kuponreue der Firma  
Goldschmidt, L. Wollzeile 11.

Abonnement können nur vorbehaltlich einer ent-  
sprechenden Nachzahlung bei eventuellen Preis-  
erhöhungen entgegengenommen werden.

Für die an Agenten, Austräger oder Verschleissler  
bezahlten Beiträge leisten wir keine Garantie.

Nr. 21455

Wien, Dienstag, den 3. Juni

1924.

Im redaktionellen Teil (Kleine Chronik, Lokalbericht,  
Theater- und Kunstnachrichten, Economist) enthaltene ent-  
geltliche Mitteilungen sind durch + kenntlich gemacht.

## Das Attentat auf den Bundeskanzler.

Das Abendbulletin.

Wien, 3. Juni.

Das um 10 Uhr 15 Minuten ausgegebene Abend-  
bulletin lautet:

Temperatur 37,5, Herzstätigkeit kräftig, regelmäßig,  
Puls 120, Respiration 28, Allgemeinbefund sehr  
befriedigend, Nahrungsaufnahme vollkommen be-  
friedigend, Patient subjektiv und objektiv  
frischer, zeigt reges Interesse für alle Vorgänge.

(Ged.) R. Bauer, Eiselsberg, Ortner,  
Schnitzler, Singer, M. Sternberg, Steiger.

## Die polizeiliche Einvernahme des Attentäters.

Der Attentäter Karl Jaworek wurde vor-  
mittags mit Bewilligung der Spitalsärzte polizeilich  
einvernommen. Er war der Tat im wesent-  
lichen geständig. Nach seiner Angabe befindet er sich,  
da er nur als Kurzarbeiter beschäftigt wäre, in Not, zumal  
er nicht nur für sich, sondern auch noch für Gattin und zwei  
Kinder zu sorgen habe. Er habe wiederholt vernommen, daß  
der Bundeskanzler an dem Glend der breiten  
Massen Schuld trage, und deshalb schon vor  
längerer Zeit den Entschluß gefaßt, ihn zu be-  
seitigen.

Am 31. Mai habe er in der Bezirkskranken-  
kassa in Baden für seine Gattin und eine Verwandte Krankengeld im  
Betrag von ungefähr 700.000 Kronen behoben. Anstatt nach  
Pottenstein zurückzukehren und diesen Betrag abzuliefern,  
habe er der Versuchung nicht widerstehen können, das Geld  
für sich zu verbrauchen. Er sei noch am selben Nachmittag  
von Baden nach Graz gefahren, habe dort selbst in einem  
Hotel genächtigt und sei jäh tag darauf von Graz über  
Bruck an der Mur nach Wiener-Neustadt gereist. Dort habe  
er die Nachmittagsstunden verbracht und auch den bereits  
bekannten Abschiedsbrief an seine Gattin geschrieben, in dem  
er die Unterschlagung des Krankengeldes eingestand, seinen  
Selbstmord ankündigte und seine Absicht ausdrückte, vorher  
noch einen Anschlag auf den Bundeskanzler zu verüben.  
Diesen Brief habe er, als er auf der Strecke von Graz nach  
Bruck an der Mur geschrieben, bezeichnet, um dadurch seine  
Angehörigen wissen zu lassen, wo er am letzten Tage geweilt  
habe. Obwohl in diesem Briefe das Attentat auf den Bundes-  
kanzler bereits angekündigt war, behauptet Jaworek, keines-  
wegs die Absicht gehabt zu haben, noch an demselben Tage  
den Anschlag auszuführen. Erst als er auf dem Bah-  
hofs zu Wiener-Neustadt kurz vor dem Bestehen  
des Salaton-Expreszuges angeblich zufällig durch  
einen Eisenbahnbediensteten erfahren  
hatte, daß auch der Bundeskanzler mit diesem Zuge nach  
Wien fahre, habe er den Entschluß gefaßt, nunmehr an die  
Verübung der Tat zu schreiten, und sei dann in den Zug  
eingestiegen.

Jaworek stellt in Abrede, zur Tat beauf-  
tragt gewesen zu sein oder Mitschuldige zu  
haben. Er gibt an, sozialdemokratisch organi-  
siert zu sein, sich seit längerer Zeit jedoch am politischen  
Leben nicht beteiligt, sondern sich ausschließlich ge-  
werkschaftlich betätigt zu haben.

## Chronikbeilage der „Neuen Freien Presse“.

„Grazer Vergnügungsschachbrett.“ Von  
Dr. Alfred Möller. Seite 10.

„Himmelserscheinungen im Monat  
Juni 1924.“ Von Johann Palisa. Seite 10  
und 11.

## Jaworek.

Die Psychologie eines Verbrechens.

Wien, 3. Juni

Jaworek! Man wird sich diese ungesägten Silben merken  
müssen. Der Größenwahn hat in der Weltgeschichte schon oft ent-  
scheidende Wirkungen gehabt. Niemals jedoch mit so greller  
und schreiender Deutlichkeit wie bei dem Attentat gegen  
Dr. Seipel. Hier ist ein Gehirn, das wahrlich würdig ist  
der genauesten Beachtung. Hier ist die Aufblähung eines  
Zwerges mit so phantastischer Gewalttätigkeit, daß alle  
bisherigen Begriffe verjagen und nicht einmal die Bezeich-  
nung Wahnsinn ausreicht, denn Wahnsinn, das ist doch  
wenigstens etwas Definierbares. Darin liegt das tröstliche  
Element der Krankheit, die jede Schuld und jede Zu-  
rechnung unmöglich macht. Karl Jaworek ist nicht wahnsinnig.  
Er ist nur der Ausdruck eines wahnsinnigen Zu-  
standes, nämlich des Größenwahnes, der beispiellosen  
inneren Annäherung, welche die Menschen überfallen muß,  
wenn sie sich selbst als Mittelpunkt der Welt empfinden und  
nichts anderes hören als die Stimme der Lästerung und  
des herabsetzenden Schimpfens. Wohl wahr, da ist ein  
Staatsmann, den die ganze Welt als geistige Flagge des neuen  
Österreich ansieht, da ist ein Staatsmann, der wie ein  
Klausner lebt, bedürfnislos, von kärglichem Gehalte, Tag und  
Nacht, Wochentag und Sonntag auf dem Auszug zum Schutze  
des Staatschiffes; wohl wahr, da ist einer, der diese oder jene  
Vorteile errungen hat, unter anderem so nebenbei die stärkste  
Stabilisierung einer Währung mit Ausnahme des Dollars.  
Aber was schiert mich dies, mich, Karl Jaworek aus  
St. Georgen am Steinfeld, meines Zeichens Hilfsarbeiter in  
Pottenstein. Andere mögen solche Lappereien, solche Glas-  
perlen schätzen; etwa wie armelige Neger, die sich betrügen  
lassen. Ich aber weiß es. In mir rauschen die Quellen ewiger  
Erkenntnis. Ich, Karl Jaworek, erkläre, nicht die Bürgerkrone  
hat der Kanzler verdient, den Europa achtet, nicht Ehrfurcht der  
Mann, der trotz schwerer Gebrechen seines Amtes waltet, sondern  
die Revolverkugel, das ist es, was ihm gebührt, ihm und seinen  
Missetätern und Fehlern. Ich, Karl Jaworek, spreche den Bann  
über ihn und habe Kraft, den Streich zu führen, den Donnerkeil  
herabzuschleudern, der diesen Schädling vernichtet.

Was ist es, das diese unerhörte Frechheit entzündete?  
Wo lag der Antrieb dieser heroischen Verwegenheit? Noch  
sind nicht alle Wurzeln bloßgelegt und manche Dunkelheiten  
sind noch zu lichten. Aber immer mehr kommt die Hypothese  
der Verschwörung, zuerst gewendet durch die Aussagen des  
Attentäters, in den Hintergrund und immer mehr wächst das  
Gefühl, daß hier ein jeltamer Düsterting gehandelt hat, ein

Die 3. Fortsetzung des Romans „Helene“ von  
Paul Géraldy befindet sich auf Seite 18.

## Feuilleton.

Erinnerung an Hartleben.

(Geboren 3. Juni 1864, gestorben 11. Februar 1906.)

Von Hermann Bahr.

Mit seinem angeborenen Takt kniff unser Otto Erich  
lieber schon vor dem Fünfziger aus, und so bleibt ihm die  
Schadenfreude der Anstrudelungen erspart, die heute dem  
Sechziger aufgewartet hätten; ihr Schlagobers ist nicht ganz  
ungemischt mit Bitternis, die Süßigkeiten hebt sich der  
Gratulant offenbar lieber für den Rektolog auf. Und wo  
wäre denn übrigens der Halkyonier heute daheim? Seine  
Halkyone in Salo hätten ihm die Italiener befehrt, wer aber  
hat Phantasie genug, sich ihn im neuen Deutschland vor-  
stellen zu können? Auch die verwegendsten Ruhmschreiber der  
deutschen Republik werden uns ja nicht einreden wollen, daß  
sie Humor hat. Humor scheint überhaupt zur Zeit im Abend-  
land unterstandlos; er muß in den Friedensverträgen ver-  
gessen worden sein.

Brahm, sonst kein Fremde starker Ausdrücke, schrieb  
einmal: „1889 ist das Jahr der deutschen Theaterrevolution  
gewesen, gleichwie 1789 das Jahr der Revolution der Mensch-

Produkt der literarischen Unzucht, die sich unter tausend  
Namen in Österreich entladet. Karl Jaworek ist ein  
ganz anderer Mörder als beinahe sämtliche, von welchen die  
politische Geschichte zu erzählen weiß. Wie kindlich und beinahe  
verehrungswürdig ist im Vergleich zu ihm der arme Damians,  
der sich von Gott erlösen glaubte, den König Ludwig XV. vor  
dem Laster zu warnen und ihm einen Denkhügel zu  
geben als Mahnung zur Rückkehr in die Straße der Tugend.  
Ganz anders waren auch die Fanatiker, die Ueberhitzten, die  
einen Abraham Lincoln dafür sterben ließen, daß er im  
Kriege gegen die Südstaaten den Sieg errang, die  
Bismarck und Kaiser Wilhelm, die ruhmvollen Helden der  
Nation mit Schrotladungen auszurotten suchten wegen des  
Kampfes gegen die Kirche und gegen die Sozialisten.

Der Bundeskanzler Seipel hat keinen Krieg geführt, er  
stand nicht mehr im Trommelfeuer eines sachlichen Konflikts,  
und was man ihm vorwarf, was der Generalkommissar tadelt,  
was die Wirtschaftskreise manchmal fürchten, das war viel eher  
seine aus der priesterlichen Denkungsweise, aus der parlamen-  
tarischen Praxis und schließlich aus der altösterreichischen  
Gesinnung entpringende Weichheit. Seipel hat gerne die Mittel-  
straße aufgesucht, niemals die Dinge auf die Spitze getrieben  
und immer hinter den Kulissen gearbeitet, um rasch und unver-  
weilt die Lösung zu finden, wo der Widerstand am kleinsten ist.  
Bei trotigen, stürmenden Naturen, bei den Manieren des  
Coriolanus muß Gewitterspannung eintreten mit Blitz und  
Donner. Dr. Seipel war kein Coriolanus und deswegen ist der  
Stoß gegen sein Leben so unverstänlich und entseflich.

Jaworek hat von all diesen Dingen nichts gewußt. Was er  
sah, das war nicht die Welt, das war nicht die Größe des  
Geleisteten. Das waren nicht die Schwierigkeiten, die noch  
zu überwinden sind, die Hindernisse an allen Ecken und  
Enden. Er sah nur das, was täglich an Gift dem Bundes-  
kanzler ins Gesicht gespielt wurde, er sah nur die  
Erzeugnisse bössartiger Hezer, die es nicht ertragen  
können, daß irgend etwas aufrecht stehe, irgendeine Kraft  
sich kundgebe, irgendeine Autorität der allgemeinen  
Verklampfung sich entziehe. Jaworek war arm, er  
litt unter der Kurzarbeit, und unter der Teuerung,  
und weil nicht alles so ging, wie es ihm gefiel, weil jede  
Gefundung leider ihre Opfer fordert, weil die Stabilisierung  
auch Krise bedeutet, waffnete er sich mit der Wut, die jede  
Rücksicht über den Haufen schleudert. Ist da nicht neben der  
Freiheit auch die Verwöhnung maßgebend, sehen wir da  
nicht die Empörung aller Inflationisten, die es viel lieber  
gestatten möchten, daß der Staat in den Fützen werloser  
Pöbelmassen erlaufe, als daß Entbehrungen geduldet werden,  
die in anderen Ländern in tausendfach größerem Maßstabe vor-  
handen sind. Aus der völligen Jügellosigkeit, der Schmach,  
aus dem Gedanken einer Diktatur des individuellen Be-

heit war.“ Er meinte damit die Gründung der Freien Bühne  
in Berlin. Sie begann im September mit den damals noch  
öffentlich verbotenen „Gespensern“ und im Oktober folgte  
dann vor Sonnenaufgang „der erste Signalfuß der neuen  
deutschen Kunst“. Ich war diesen Herbst und Winter über  
in Spanien und Marokko, Brahms rief mich erst zur  
Gründung seiner Zeitschrift, im Mai 1890 traf ich wieder in  
Berlin ein, gerade zu dem großen Skandal zurück, der  
Fitzgers von Gottes Gnaden begrub, ein paar Wochen  
später zum ersten Sieg Hauptmanns: zum „Friedensfest“,  
den wir dann, nach der Mainee, fröhlich feierten; damals  
feierte man sich gegenseitig noch in der deutschen Literatur.  
Mir gegenüber sah ein behäbiger junger Mensch mit etwas  
schläfrigen und erst allmählich durch getrunes Bechen belebten  
Augen, in der sonst verdächtig nach Abstinenz und Jäger-  
wäpche riechenden Gesellschaft ein wahrer Trost für  
mich. Dieser sichtlich Referendar, ein Herr Hartleben  
aus Magdeburg, bürgte durch seinen bloßen Anblick  
schon dafür, daß er keinerlei Schöngest, noch weniger aber  
einer von den damals landläufigen Weltteilgehilfen war,  
sondern offenbar auch die Kunst bloß als Exir zur Stärkung  
und Steigerung von Lebenskraft und Lebenslust nahm. Erst  
im initium fidelitatis, als die gestitteten Elemente vorzogen,  
sich aus dem Lärm zu machen, erhob er sich, Schweigen ge-  
bietend, um mit jenem heiligen Ernst, der für höheren Blödsinn  
von der echten Art so charakteristisch ist wie für geborene  
Philosophen, eine tiefinnig wogende Berrede zu beginnen,  
in tyrannos, ohne zu veralten, welche Tyrannen damit  
eigentlich gemeint sein könnten, sondern offenbar nur für  
alle Fälle. Nicht mehr ganz standfest und mit dem unsicheren

# Nordisch-Oesterreichische Bank

Wien, I., Sallerstätte 22.

Telegramm-Adresse: Nordischbank Wien.  
Neue Telephonnummer 77565 Serie.

Jetzige Kassastunden: Vorm. 8 bis 1, nachm. 1/2 bis 5, Samstag 8 bis 12 Uhr.

Stimmes nach Lebensbegehren ist dieses Attentat entsprungen. Es ist ein furchtbares Zeugnis für die Kraft der Klopfhämmer, daß Jaworek Richter sein durfte zwischen Seipel und der Weltgeschichte. Diese schauerliche Grotteske sagt uns, wohin der Weg geht, wenn die politische Bildung den Volksbetrügnern überlassen bleibt. Nur eine einzige Hoffnung ist gegeben, daß der Kranke sich bald erhole und daß die heutige Stimmung, die Stimmung leise keimender Besserung sich beseitige. Oesterreich kann nicht in den Händen der Jaworeks und ihrer Einbläser zugrunde gehen.

### Die Sorge um die Hochschulen.

#### Geplante Zurücksetzung der Universitätsprofessoren bei der Besoldungsreform.

Wien, 3. Juni.

Es sind vorberhand nur Pläne, Pläne, die in der Stille verschwiegener Ministerialstuben besprochen werden. Aber es handelt sich um unsere Hochschulen, und da kann nicht früh genug gesagt werden, daß jeder Anschlag, der etwa beabsichtigt ist, ein Anschlag auf die Allgemeinheit wäre, der die stärkste Zurückweisung verdient. Die Absicht, von der erzählt wird, geht dahin, die Professoren der Universitäten und der übrigen Hochschulen gelegentlich der Besoldungsreform aus ihrer jetzigen Stellung herabzudrücken und ihnen zu nehmen, was ihnen endlich, ohnehin nach allzu langem Zögern und als die Begleichung einer alten Schuld, in den ersten Jahren nach dem Umsturz zugestanden worden war. Die außerordentlichen und ordentlichen Professoren sind im alten Oesterreich den Sektionsräten und Hofräten gleichgestellt gewesen und ihrer Vorrückung waren also weit engere Schranken gesetzt als denen des Beamten von akademischer Bildung. Die Republik hat dieses Unrecht gutgemacht und hat die ordentlichen Professoren in die sogenannte Gruppe der Einzelgehälter versetzt, zu der die Sektionschefs der Ministerien gehören. Es ist ein Zeichen der höchsten Engherzigkeit, wenn jetzt der Wunsch laut wird, diesen Schritt wieder rückgängig zu machen. Es sollen zwar von der Regierung bereits beruhigende Zusicherungen gegeben worden sein, aber man muß doch fordern, daß auf das rascheste auch in offizieller Weise diese neue Sorge von den Hochschulen genommen werde.

Die Lage unserer Universitäten ist ohnehin traurig genug. Von wirklichem Verständnis für ihre Bedürfnisse und ihre Bedeutung für das Volk und den Staat ist bei den österreichischen Amtsstellen nie sehr viel zu finden gewesen. Wir wissen alle, daß wir verarmt sind, und unsere wissenschaftlichen Institute haben sich daran gewöhnt, mit den bescheidensten Mitteln hauszuhalten. Unsere Forscher und Gelehrten haben gleichfalls hundertmal bewiesen, daß sie die Notlage begreifen, und haben oft einen bewundernswürdigen Idealismus an den Tag gelegt. Aber manche der Erzählungen, die man heute aus akademischen Kreisen hört, gehen weit über das hinaus, was selbst durch die äußerste Sparsamkeit gerechtfertigt werden kann. Wir haben vor einiger Zeit an dieser Stelle den Artikel eines Hochschullehrers veröffentlicht, in dem von dem Skandal der Personalzulagen die Rede war. So unglaublich es klingt, es ist doch Tatsache, daß eine Anzahl sehr angesehener Wiener Professoren von internationalem Ruf die besondern Zulagen, die ihnen seinerzeit vor dem Krieg, um sie in Oesterreich festzuhalten oder zur Annahme einer österreichischen Professur zu gewinnen, bewilligt worden waren, noch jetzt in derselben Höhe in den auf ein Vierzehntausendstel entwerteten Papierkrone ausgezahlt bekommen, in der sie ihnen seinerzeit zugesprochen worden waren. Einer der ältesten und bekanntesten Lehrer der juristischen Fakultät erhält diese Summe, die damals einen wesentlichen Teil seiner Bezüge gebildet hatte, seit Jahr und Tag überhaupt nicht mehr zugesendet, weil das betreffende Amt Beträge unter fünfshundert Kronen, um die es sich bei den monatlichen Ueberweisungen handeln würde, nicht mehr verrechnet.

Was muß die Folge des Geistes sein, der aus solchen Zuständen spricht? Für den wissenschaftlichen Betrieb gibt es Gott sei Dank keine Staatsgrenzen und auch der Friede von Saint-Germain mit allen seinen Diktaten kann die Freizügigkeit des Forschers und des Hochschullehrers nicht hindern. Die Engherzigkeit gegenüber den Universitäten müßte jedoch hier schließlich erreichen, was selbst unseren Feinden nicht gelungen ist, nämlich die Absperrung Deutsch-Oesterreichs von der Welt der deutschen Wissenschaft. Seit vielen Jahren schon ist es immer eine der ernstesten Sorgen gewesen, bei der Besetzung von erledigten Lehrstühlen die Konkurrenz der Hochschulen des Reiches auszuhalten. Auch kürzlich wieder mußte Wien auf einen wertvollen Gelehrten verzichten und einen anderen mußte es ziehen lassen, weil die Verhältnisse jenseits unserer Grenzen so wesentlich günstiger sind. In der nächsten Zeit wird diese Frage überdies besonders dringlich werden, weil eine ganze Anzahl von Ordinarien die Altersgrenze erreicht und Nachfolger für sie zu bestellen sein werden. Auch bei dem jetzigen Stand der Dinge, der, wie man sieht, gewissen Kreisen noch zu günstig erscheint, würden die Hochschulprofessoren, wenn die Ankündigungen der Regierung über die Besoldungsreform volle Wirklichkeit werden, nur etwa die Hälfte ihrer valorisierten Friedensbezüge erhalten, während in Deutschland die Reform, die soeben durchgeführt wird, eine 80prozentige Valorisierung schafft.

Und doch müßten gerade wir der Erhaltung unserer Hochschulen die größte Aufmerksamkeit widmen. Wir sind einer der kleinsten Staaten Europas geworden, aber in der Welt der Kultur und des Geistes könnten wir auch in unserer Kleinheit noch immer eine Großmacht bleiben. Als Preußen nach der Niederlage durch Napoleon im tiefsten Elend war und das Furchtbare an nationaler Demütigung zu erdulden hatte, fiel bei einer Audienz einer Universitätsdeputation bei König Friedrich Wilhelm das Wort: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersehen, was er an physischen verloren hat.“ Als kurz darauf im Sinne dieses Wortes mitten in der schwersten Not die Berliner Universität gegründet wurde, schrieb Wilhelm v. Humboldt, diese neue hohe Schule sei dazu berufen, einen neuen Eifer und neue Wärme für das Wiederaufblühen des Staates zu erregen. Das alles müßte auch heute und hier in Oesterreich Geltung haben. Besonders in Wien haben die Hochschulen eine wichtige Mission zu erfüllen. Sie sind eines der wertvollsten Aktiven, über die wir verfügen, ein Aktivum auch in den internationalen Beziehungen, weil sie durch die Studenten, die hierherkommen, ständig für Oesterreich werben, und weil durch sie unser Stadt an einem sehr wesentlichen Gebiete noch immer das Zentrum für einen Teil Mitteleuropas und für den ganzen Südosten unseres Kontinents darstellt. Zum Gedeihen der Universitäten und der anderen Hochschulen gehört jedoch die Rücksicht auf die Professoren und die Sicherung der inneren Ruhe, die die Träger unserer wissenschaftlichen Forschung und unseres Lehrbetriebes zu ihrer Arbeit brauchen. Die Zahl der Lehrer ist in allen österreichischen Hochschulen zusammengenommen nicht so groß und es dürfte sich alles in allem kaum um mehr als vierhundert Menschen handeln. Ersparungen auf Kosten dieser Vierhundert und noch dazu in Form einer Zurücksetzung der unwürdigsten Art wären tatsächlich weniger eine Sanierungs- als eine kulturelle Verelendungspolitik. Vor einer Reihe von Jahren hat Oswald Rebl, der jetzige Präsident unserer Akademie der Wissenschaften, in seiner Rektoratsrede einen Satz aus einer Universitätsreformverordnung des sechzehnten Jahrhunderts zitiert, in dem die Universität die vornehmste Pflanzschule einer guten Staatsverwaltung genannt wird. Nicht nur im Interesse des Volkes, sondern auch im Interesse des Staates darf an unsere Hochschulen nicht gerührt und dürfen die Männer, die an ihnen wirken, nicht neuen Sorgen überliefert werden. Oesterreich darf die Pflichten seiner großen kulturellen Tradition nicht vernachlässigen.

### Wahrscheinlicher Rücktritt Millerands.

#### Die Demission Poincarés.

Wien, 3. Juni.

Die neue französische Kammer ist gestern zusammengetreten. Die nächsten Tage müssen also die Entscheidung darüber bringen, welche Wandlungen im Gefolge des Wahlsieges der Linken eintreten werden. Poincaré hat bereits seine Demission gegeben, aber immer mehr wird es wahrscheinlich, daß mit dem Ministerium des nationalen Blochs auch der Präsident der Republik zum Rücktritt genötigt sein und daß die politische Wendung in Frankreich also eine vollständige wird. Die Forderung, daß Millerand sich zurückziehe, ist sofort nach den Wahlen aufgestellt worden und in den letzten Tagen wurde sie immer dringender erhoben. Obwohl die radikale als auch die sozialistische Partei stellte sich auf den Standpunkt, daß der Präsident seine Neutralität durch die deutliche Parteinahme für den Bloch der Rechten verletzt habe und daß also auch er die Konsequenzen aus der Niederlage seiner parlamentarischen Freunde und Anhänger ziehen müsse. Die beiden Resolutionen, die die siegreichen Parteien in ihren Parteikonferenzen angenommen haben, dürften schon in einer der nächsten Kammeritzungen wiederholt werden, und die Havas-Agentur verbreitet heute die Meldung, daß ihre Annahme durch die Kammermehrheit zum Rücktritt des Präsidenten führen werde.

Millerand ist als der eigentliche Schöpfer des nationalen Blochs zu bezeichnen. Der ursprüngliche Sozialist und Abgeordneter eines Pariser Arbeiterbezirkes war im Laufe seines parlamentarischen Lebens immer weiter nach rechts gerückt und als er während des Krieges als Leiter des Kriegsministeriums fungierte, war das Mißtrauen seiner ehemaligen Parteigenossen so groß, daß er sich einen sozialistischen Unterstaatssekretär gefallen lassen mußte, der seine Tätigkeit zu kontrollieren hatte. Nach dem Kriege war Millerand kurze Zeit Generalkommissär für Elbisch-Lothringen und vor nun bald vier Jahren, im September 1920, wurde er zum Präsidenten der Republik an Stelle Deschanel's gewählt, der die höchste Würde nur wenige Monate inne gehabt hatte. So ist Millerand in Wahrheit der Nachfolger Poincarés geworden, der vom Februar 1913 bis zum Februar 1920 im Elisee residiert hatte. Millerand und Poincaré hatten gemeinsam an der französischen Rüstung der Vorkriegsjahre gearbeitet, und als Poincaré die Präsidentschaft übernahm, sprach der alte Ribot das seither vielzitierte Wort: „Das ist der Krieg“, und die Presse der Linken bezeichnete das neue Staatsoberhaupt gleichfalls sofort als den „Präsidenten des Krieges“. Poincaré ist dann im Januar 1922 wieder in die aktive Politik eingetreten, als er nach dem Sturze Briands die Ministerpräsidentschaft übernahm. Sein Ministerium blieb verbunden mit dem Einmarsch in das Ruhrgebiet, der der deutschen Zahlungsfähigkeit den letzten Stoß verfehlte. Wenn Millerand sich jetzt zugleich mit Poincaré aus dem politischen Leben zurückziehen sollte, dann wäre dies tatsächlich das klarste Zeichen für die vollkommene Wandlung, die in der französischen Politik eingetreten ist, für die Wandlung, die Europa mit neuen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft erfüllen kann.

### Millerands Demission wahrscheinlich am Freitag.

Paris, 2. Juni.

„Excelsior“ gibt den vermutlichen Gang der Ereignisse folgendermaßen wieder: Dienstag Verifizierung der Kammermandate, Mittwoch Wahl Painlevés zum Kammerpräsidenten, Donnerstag Verhandlungen zur Bildung des neuen Kabinetts. Nach Anhörung Doumergues und Painlevés als Präsidenten des Senats und der Kammer unternimmt Millerand vergebliche Versuche zur Neubildung des Ministeriums. Freitag Demission Millerands in einer Botschaft an das Parlament. Samstag Vollversammlung der linken Gruppen der Kammer und des Senats zur

Blick des Kurzsichtigen, doch starrer Miene, schien er, an einer dicken Zigarette lutschend, aus ihr die Milch seiner Beerdbarkeit zu saugen, in der sich Albernheit durch immer wieder aufblühende Geniestriche keinswegs stören ließ. Er betrachtete sich selber offenbar bloß als ein Mundstück des Alkohols, und man wußte, von diesem verwegenen Ballspiel mit Worten, bald zynischen, bald sentimental, klagennden, jauchenden, höhnennden, in aller Sinnlosigkeit doch auf einen geheimen Zusammenhang, den sie sich nur durchaus nicht merken lassen wollten, deutenden Sätzen bedröt, verblüfft, empört, man wußte da nicht recht, ob hier einer vor Seligkeit überquoll oder ob er nur seine Angst vor einer geheimen Sehnsucht niederschrie. Hier war, wenn auch trunken, etwas, was wir damals in Deutschland bisher doch eigentlich höchstens vom Hörensagen kannten: ein Artist. Er ist später, von Germanisten, also gewissermaßen offiziös, zum deutschen Maupassant ernannt worden, solcher Bescheidenheit sind auch nur Deutsche fähig, denn wenn unser Otto Erich gelegentlich nebenher alle Künste Maupassants spielen ließ, so waren diese bei ihm mit einem geheimen Glanz vom Angelus Silesius durchwirkt, und immer mit einer leisen Ahnung der Nähe Goethes. Vergesse nicht, daß Hartlebens freilich zuweilen dummdreistem Goethe-Brevier, das die natürliche Tochter in den Rang des Bürgergenerals verweist, mit der gelassenen Bemerkung, Goethe habe ja „auch als Lyriker weiblich das blödeste Zeug verbrochen“, daß diesem erfreulich unverschämten Pamphlet doch eine ganze Jugend den ersten Anblick eines entgipften Goethe verdankt! Zu unserer Generation, diesem Zwischenakt nach den Epigonen und vor George, hat keiner mehr Staub weggeblasen als Otto Erich, und über ein so reines Formgefühl, einen so sicheren Formgeschmack, eine so bereite Formgewalt hat nur noch Arno Holz verfügt, aber gerade daß einer über diese Gaben verfüge, daß er frei mit ihnen schalten, ja mit ihnen spielen und schließlich auch einmal ihrer spotten, daß er die Kunst kommandieren kann, gerade das ist doch das Alpha jeder Kunst, wenn auch freilich nicht ihr Omega.

Aber ganz so deutlich wie jener ersten Begegnung mit Otto Erich im Juni 1890 kann ich mich auch unserer letzten

entfennen: in Wien am 27. Oktober 1904, nicht ganz vier Monate vor seinem Tod. Er war inzwischen durch Stücke von einer künstlerisch so reinen Gestalt, wie dem deutschen Theater nach Bauernfeld keine mehr beschieden worden waren, oder man müßte richtiger sagen: trotz dieser Stücke berühmt geworden, und eines von ihnen hatte ihm gar den Grillparzer-Preis erbracht, dasjenige natürlich, das den Instinkten des Hausens am meisten entgegenkam, worüber ich, damals noch Händel liebend, mich öffentlich ausließ. Darauf schrieb er mir aus Salo: „Sie können sich denken, daß ich sehr für den „Rosenmontag“ bin, der so in jeder Weise seine Schuldigkeit getan hat. Aber daß ich den Grillparzer-Preis lieber für die „Erziehung zur Ehe“ genommen hätte, das — haben Sie sehr recht, geschrieben zu haben.“ Doch wer einmal mit Glück ins Publikum geschickt hat, entgeht beim besten Willen der Versuchung nicht, es immer wieder noch ein letztesmal zu wagen, ein ganz gewiß allerletztesmal, und da merkt ihm nun das Publikum die heimliche Scham an, und darüber wird es dann böse. So ging's auch Hartleben. Sein letztes Stück, „Im grünen Baum zur Nachtigall“, ist an technischer Präzision eigentlich dem „Rosenmontag“ noch überlegen und hat vor ihm die herrliche Frechheit voraus, mit der im letzten Akt auf einmal der mit solcher Bravour vorbereiteten Tragik abgewinkt und eine Kasse gedreht wird. Nam gibt's aber im Burgtheater immer wieder Abende, von denen schon Burckhard zu sagen pflegte, man sollte lieber gleich nach dem ersten Akt den Regisseur vortreten und ruhig erklären lassen: „Meine Herrschaften, ihr wollt's heut' wieder einmal nicht, also gut! Hören wir lieber gleich auf, es ist ja schad' um den schönen Abend, geht's nach Haus, die Premiere wird auf übermorgen verschoben, vielleicht ist dann ewer Wetter besser — gute Nacht!“ So war's damals auch, „Im grünen Baum zur Nachtigall“: die Herrschaften wollten einfach nicht, von Anfang an nicht. Ich, damals noch kritischer Schächter von Beruf, schrieb nachher im Café Landtmann drüben mein Referat, als mir einfiel, daß Otto Erich seine Freunde drüben im Kloster erwartete. Ich mußte nun aus Erfahrung, daß man an solchen Abenden dann plötzlich keinen Freund mehr hat, sie ziehen sich dann auf einmal alle takt-

voll zurück. Ich hatte aber diesmal die Menschheit doch unterschätzt: als ich ins Kloster kam, saßen beim Banquet nicht bloß Otto Erich und sein gutes Moppchen allein, sondern es war auch Löwe da, der treue Konrad Löwe. Wir gedachten alter Zeiten, gedachten unserer schönen Berliner Zeit, als noch das einzige Problem war, von wem man sich bis morgen die zwanzig Mark ausleihen wird, die sich dann übrigens in der Hand meistens auf zehn, bestenfalls, reduzierten, und bemühen uns vergeblich um Antwort auf die Frage, warum aber eigentlich die schönen Zeiten des Daseins immer erst dann schön werden, wenn sie nicht mehr sind. Es war ein sehr philosophischer Abend. Menschen, deren undankbarer Beruf die Belustigung der Doffentlichkeit ist, diese sogenannten Künstler, haben überhaupt eine Neigung zur Weltweisheit, besonders wenn ihnen übel ist; was bleibt ihnen sonst auch übrig?

Gleich darauf erkrankte Hartleben, doch er hielt noch tapfer aus, sehr froh, daß ihn Frau Kloster im Hotel hielt und er nicht ins Krankenhaus mußte. Seine Hoffnung blieb die Halkyone, „mein Fleck an der Sonne da unten, wo ich mich langsam wieder aufbrüten lassen kann“. Sie trug. Am 11. Februar 1905 ist er dort gestorben.

Das ist fast zwanzig Jahre her. Seine Stücke haben indessen an Farbenrische nichts eingebüßt. Man darf die Prophezeiung wagen, daß seinem Werk noch eine zweite Jugend bestimmt ist. Die neuen Epochen kündigen sich in der deutschen Geschichte stets durch ein unerwartetes Erwachen des Formgefühls an. Impressionismus und Expressionismus sind Fluchtversuche vor der Form gewesen, Fluchtversuche von Zeiten, denen die Kraft zur Mitte fehlt, die gestaltende Kraft, die ja stets nur ein Ergebnis höchster bipolarer Spannung ist. Wenn aus dieser Deutschland fähig geworden sein wird, wieder zu sich zu kommen, wird es sich vor allem wieder auf die Form besinnen. Es hat nicht viele Erzieher zur Form von solcher Sicherheit wie Hartleben, wenige von solcher Anmut, vielleicht keinen von solcher Liebenswürdigkeit, jener echt deutschen Liebenswürdigkeit, die nicht so sehr nach Galerner als nach Salvator schmeckt.